

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	45 (1941-1942)
Heft:	20
Artikel:	Ein Rufer in der Wüste. Dritter Teil 9. Kapitel, Arbeiterfeiertag - 10. Kapitel, Scheidung
Autor:	Bosshart, Jakob
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-672746

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Aufer in der Wüste

Roman von Jakob Boßhart

(19. Fortsetzung.)

Es war nicht der einzige Kurs über Revolution, der eingerichtet wurde. Schucharinow leitete selber einen für ältere Genossen. Er hatte großen Zulauf. Da er die russische Revolution erlebt hatte, galt er als Autorität in Dingen des Umsturzes, und Tatjana sorgte dafür, daß der Glanz des Marthriums ihr „Heldchen“ beständig umfloß. Das Wort Revolution tauchte von da an immer häufiger auf, am Biertisch, in Vorträgen und Diskussionen, erst schüchtern, dann zuversichtlicher. Überall spürte man den Hauch Schucharinows. Er war wie ein schneidendender Wind, der in die im Grunde versöhnliche Partei blies. Er war schon mit allen Führern bekannt, auch der Narrenklub hatte ihn aufgenommen. Im Abendkurs Reinharts spielte er sich als Inspector auf, trat ein, wann es ihm beliebte, hörte stehend oder sitzend zu und ging wieder ohne Umstände weg.

Eines Abends tauchte in Reinharts Kurs auch Klas, der ehemalige Diener im Haus Avera, auf. Aber er schien nicht lernenshalber gekommen zu sein und ließ es bei diesem ersten Besuch bewenden. Dagegen begegnete ihm Reinhart nun öfter in den Parteiversammlungen, wurde aber von ihm sorglich gemieden, wenn auch umschlichen.

Reinhart wurde das Arbeiten mit den jungen Leuten bald zu einer großen Freude. Wenn auch nicht alle gleich leicht mitgingen, so machte die kleine Schar doch den Eindruck eines guten, fruchtbaren Saatackers. Joseph Schmärze verschlang jedes Wort, und wenn ihn der Husten einmal am Besuch des Kurses verhinderte, war er unglücklich und fiebrig. Er hatte sich in die vorderste Bank gesetzt, und um ihn schlossen sich einige Jünglinge zu einem festen Kern zusammen. Sie begleiteten Reinhart jeden Abend nach der Stunde heim, und so bildete sich rasch ein kleiner Freundschaftsbund von guten Toren und glühenden Weltverbesserern.

Einmal heftete sich Schucharinow an sie an. Er riss gleich das Gespräch an sich: „Lieber Stapfer, Sie haben den Zug der Weiber nach Versailles sehr anschaulich geschildert, wirklich ganz famos. Man könnte Wort für Wort drücken. Ganz objek-

tiv. Aber das ist es gerade! Sie erzählen den Vorgang, als hätten Sie ihn vom Mond oder Mars aus angesehen, Licht und Schatten hübsch verteilt. Ganz gut, aber für unsern Zweck nicht tauglich!“

„Die Geschichte muß sachlich sein!“ hielt ihm Reinhart entgegen.

„Ach, gehen Sie! Madame Historia ist eine gemeine Dirne. Wer wollte da viele Umstände machen! Unsere Revolutionsgeschichte muß die Proletarier aufwirbeln, sie müssen sich in den leidenden Franzosen von anno so und so selber erkennen. Schildere ich den Zug nach Versailles, so schlüpfe ich ins Mieder jenes Mädchens, das das Zeichen zur Empörung gab, und nicht in die Uniform eines Offiziers der Cent Suisses. Sie ist jung, schön, lebenslustig, hat aber Hunger! Hunger! Seit ein paar Tagen hat sie und mit ihr das ganze niedere Paris kein Brot gesehen. Sie erfährt am Morgen, daß der Tag wieder keines bringe, daß aber in Versailles die Leibgardisten des Königs ein Fest gegeben haben, und daß dabei unerhört geprägt worden sei. Es flammt in ihr auf, sie weiß nicht mehr, was sie tut, sie stürzt in ein Wachtlokal und reißt eine Trommel an sich. Schon ist sie wieder auf der Gasse. Sie kann nicht trommeln, aber sie kann dreinschlagen. Und sie schlägt auf das Fell, daß es weithin donnert, und sie schreit dazu: „Brot! Brot!“ Sie ist wahnsinnig. So stürmt sie durch die Straßen, sie wird verstanden, man rollt ihr nach, wie der Donner dem Blitz. Die Not des niederen Volkes schreit aus ihr, jeder Arme und Hungrige brüllt aus ihrer Kehle! Sehen Sie, lieber Stapfer, so etwa!“

„Ganz recht,“ erwiderte Reinhart, „aber das ist keine Geschichte mehr, das ist Poesie.“

„Wer verlangt denn von Ihnen Geschichte? Die Poesie ist immer wahrer als die Geschichte. Oder, was sagen Sie dazu, lieber Schmärzi?“

Zögernd brachte Joseph seine Meinung hervor: „Ich glaube, man muß in allem gerecht sein.“

„Ei freilich! Sie sind ja der Gerechtigkeitsphantast! Ach was, Gerechtigkeit! Was ist Gerechtigkeit? Daß die einen am weißen Brote knu-

sperrn und die andern das schwarze fressen! Kommen Sie morgen in meinen Kurs, kommen Sie unbedingt, ich werde darüber reden, wie man aus den Menschen reife Revolutionsbirnen macht. Ha! Ich werde Ihnen jetzt nur das Hauptmittel nennen. Sehen Sie: Jeder Mensch hat einen Winkel, aus dem er knurrt, jeder! Den muß man herausfinden. Hierauf spannt man alle Unzufriedenheit vor den Gesellschaftswagen, setzt sich auf den Bock — den Sündenbock — und kann nun lospeitschen und kutschieren. Ungeheuer einfach, was? Kommen Sie morgen unbedingt, alle! Ihnen, lieber Stapfer, gebe ich den Rat: Reden Sie nicht farblose Worte, speien Sie Blut! Objektive Geschichts! Unsinn! Gibt es nicht!"

Reinhart fuhr ihn an: „Soll ich denn gegen mein Gewissen zeugen?"

„Unbedingt müssen Sie das! Warum haben Sie kein andres Gewissen? Ihre Schuld!" rief der Russe und tänzelte lachend davon.

Ein paar Tage später stieß Reinhart wieder mit ihm zusammen, und so nun öfter. Es klickte jedesmal, wenn sie aufeinander trafen.

Reinhart wurde immer tiefer in das politische Strickzeug verwickelt. Seine Schüler warben für ihn und setzten es durch, daß er in den Vorstand der Kreissektion gewählt wurde. Unter diesen Umständen begegnete er auch seinem alten Schulkameraden David Holzer wieder. Aber David war ein anderer geworden. Ferdinand Stapfer hatte ihn wegen Hezereien aus der Fabrik entlassen, und der Verabschiedete schien Reinhart in seinen bissigen Haß eingeschlossen zu haben. Alle Vertrautheit war verschwunden, er siezte den alten Kameraden wieder und wurde grob, als ihn Reinhart bat, beim alten „Du" zu bleiben. In den Sitzungen war David immer wie ein Gewehr, stets zum Knallen bereit. Er fühlte sich als den urechten Vertreter des Proletariats und packte jeden grimmig an, der nicht ganz seinem Ideal entsprach. Meistens rieb er sich an einem Genossen, den er im Verdacht hatte, die Partei nur als Sprungbrett zu einem Amtssessel zu benützen, und der sich schon lange methodisch in der zu dem Sessel gehörenden wunderlichen Schraubensprache übte, seine Reden mit „meines Erachtens", „es dürfte sich empfehlen", „man wolle beachten", „es kann unter Umständen als gerecht-

fertigt erscheinen" spuckte, die Arbeiter, wenn er etwas von ihnen wollte, Brüder und Genossen, sonst aber verächtlich Proleten nannte und offensichtlich als Wesen minderen Ranges einschätzte. Einst als ihm das Wort Prolet nach einer Vorstandssitzung unbedacht entsprungen war, schoss ihm David über den Tisch weg wie ein Tiger an den Hals, warf ihn zu Boden und zerzauste ihn wild. Dann stürzte er sich, ohne sichtbaren Anlaß, auf Reinhart und schrie: „Ich mach' auch dich einmal kaputt." Er war kaum zu bändigen. Nach solchen Zusammenstößen floh Reinhart zu seinen jungen Freunden, deren hochgespannte, utopische Erwartungen von einer besseren Weltordnung ihn rührten, und die ihm neben den alten Parteireitern, bei denen das allgemeine und das persönliche Ziel nie sicher zu scheiden waren, wie eine ammarschierende wachsende Hoffnung erschienen.

9. Kapitel.

Arbeiterfeiertag.

Maitag. Er hatte in übler Wetterlaune begonnen, aber gegen elf Uhr hatte sich der Himmel entschleiert, die Sonne beherrschte den Nachmittag und die ganze Arbeitervorstadt strömte ihr zu. Die roten Bänder an der Brust und den Hüten und die roten Krawatten leuchteten wie Tulpen und Nelken. Die Straßen lachten und plauderten und sangen. Reinhart kehrte nach Hause zurück. Er war im Umzug mitgeschritten, in erhobener Stimmung. Früher hatte er die Demonstration belächelt, jetzt empfand er ihre Bedeutung und Schönheit: sie, die Werktag um Werktag im Lärm und Ölgeruch der Maschine standen, deren Sonntag dumpf oder überlaut war und immer unfeestlich im Wirtshaus ausklang, wollten einen Feiertag, der ihnen allein gehörte, ihnen, ihrem Ziel, ihrer Freude, ihrer Brüderlichkeit, ihrer Seele. Nach dem Umzug hatte er den Reden zugehört, die an die große Arbeitergemeinde gerichtet wurden. Der erste Redner, ein älterer, bekannter Volksmann, forderte den Achtstundenlang mit Kraft, aber Besonnenheit. Dann sprang David Holzer auf die Rednerbühne wie zum Sturmangriff. Er schlug andere Akkorde an. Er schleuderte die Worte wie mit der Schmitze einer Peitsche unter die Menge. Eine wilde Lei-

denschaft ging von ihm aus, drang ins Blut der Zuhörer und wühlte es auf. Bald unterbrachen begeisterte oder heftige Zurufe seine Rede. Er flamme noch wilder auf, die Worte: Streik, Solidarität, Kraftprobe, Kampf aufs Messer, Gewalt, Umsturz schwirrten wie Pfeile durch die Luft. Die Menge bebte und schwankte wie Ahren unter einem Sturm. Reinhart entdeckte Schucharinow in Davids Nähe. Er neigte den Kopf leicht auf die Seite und lächelte still vor sich hin. Plötzlich war Reinhart, der Russe stehe hinter dem Redner, blinzelte ihm über die Achsel und blase ihm die Worte ein, wie Mephisto dem Alstrophen im Faust. Der Platz erlosch vom Beifall. Reinhart ging nachdenklich davon. Warum schmerzte ihn diese aufpeitschende Rede, dieser Wutschrei nach Gewalt? War er zu weich? Zu unentschieden? Kannte er die Menschen und die Art, sie zu führen, sie zum Glück zu führen, noch zu wenig? Griff ihm die Not des Volkes noch nicht zornig genug in die Seele? Nein, so war es nicht. Es standen zwei Prinzipien gegeneinander auf: Kralle und Hand. Schucharinow und David vertraten die Kralle. Drum konnte Reinhart nicht mit ihnen gehen. Konnten Menschen Glück und Fortschritt wirklich nur mit Gewalt und Blut, mit Raubtiermitteln erkauft werden? Von diesen Fragen bewegt, kam Reinhart zum Hundertseelenhaus. Es lag in mäfffarbiger Söde und wie ausgestorben da, die Straße war verlassen, alles schien zum Volksplatz geströmt zu sein. Der Gedanke kam Reinhart, bei Frau Reichling anzuklopfen. Sicherlich bückte sie sich auch an diesem Feiertag über ihr Nähzeug. So war es. Sie war ganz allein, Benedikt mit den Kindern fort. Die Ränder ihrer Augenlider waren noch röter als sonst.

Reinhart bat sie: „Kommen Sie ins Freie! Es ist ein froher Frühlingstag. Der Himmel soll keinem umsonst lachen.“

„Ich bin heut' weder für Frühling noch für schöne Worte,“ erwiderte sie fast tadelnd. „Ich muß das da fertig machen.“ Und rascher ging ihre Nadel.

„Was ist mit Benedikt?“ forschte Reinhart, „er geht gedrückt umher.“

„Hat er Ihnen noch nichts gesagt? Ach, er ver-

liert auf den Sommer seine Stunden im Institut.“

„Wieso das?“ fuhr Reinhart erschreckt auf.

„Ach, das sind ja böse Hunde!“ stieß die kleine, wilde Frau hervor. „Und nun hat er die Hoffnung verloren, er, der Benedikt, die Hoffnung verloren! Stellen Sie sich das vor! Er lebte doch allein von ihr und wir mit ihm.“

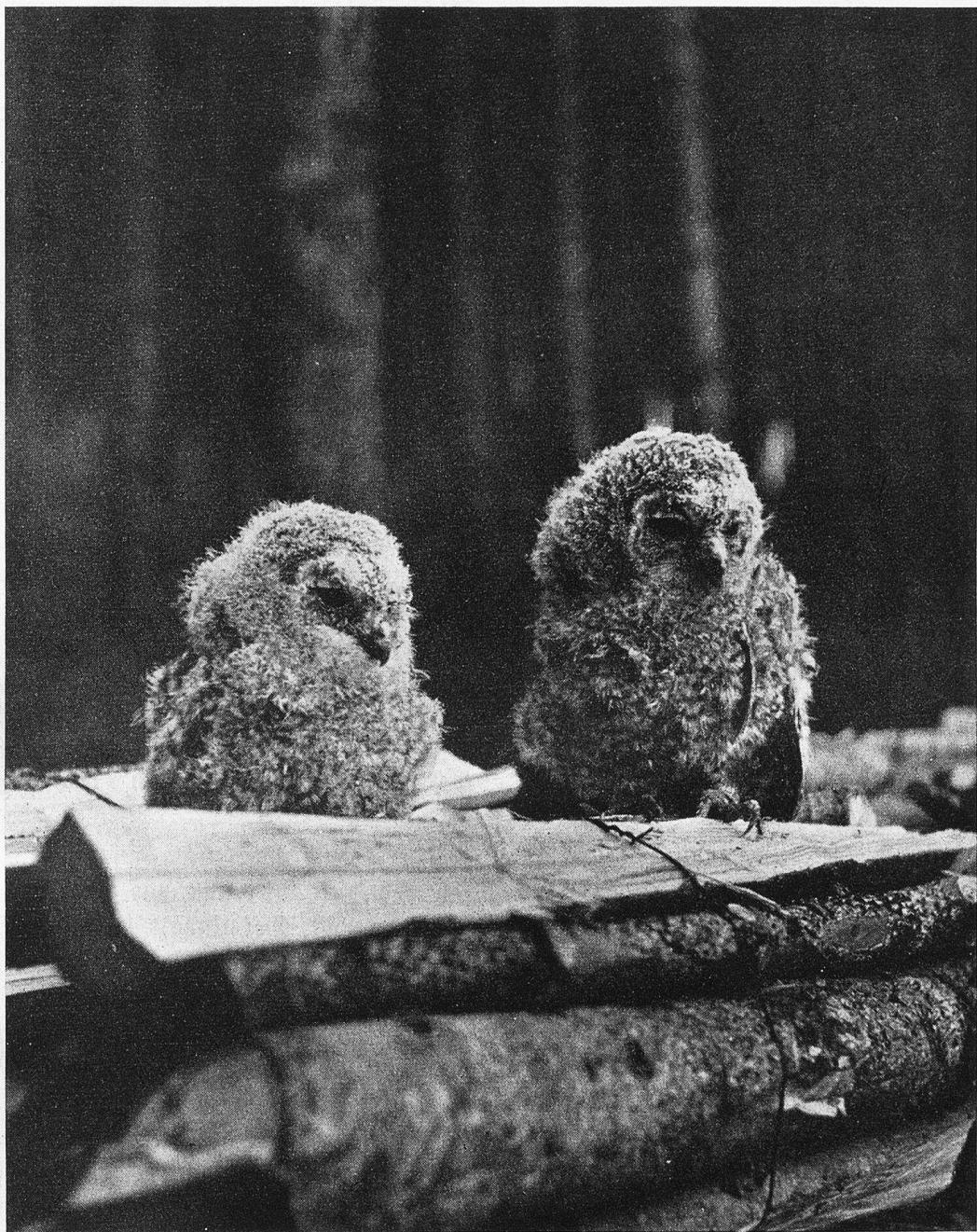
„Er läßt sich nicht helfen,“ erwiderte Reinhart. „Er hat mir fast Feindschaft angesagt, weil...“

Sie ließ ihre Nadel im Tuch stecken, und ihre Stimme klang hart: „Er hat recht. Man soll sich nicht selber erniedrigen. So viel ist das Leben nicht wert.“ Auf einmal fing sie zu zucken an. Sie warf ihre Arbeit weg und verschwand in der Nebenkammer. Reinhart schlich wie geschlagen in sein Zimmer hinüber. Kaum hatte er sich auf einen Stuhl geworfen, als es über ihm klopfte, dreimal. „Ach ja, noch eine Arme!“ stieß er hervor. Er hatte Trude Unold seit Weihnachten nur vier- oder fünfmal besucht, er war ja tagsüber selten zu Hause, und die Arbeitersache sog fast sein ganzes Sinnen auf. Er suchte, was er dem Kind bringen könnte, fand aber nichts und stieg mit leeren Händen die Treppe empor. Die Gangtür war geschlossen. Er klingelte. Es blieb erst alles still. Der ganze Stock war bis auf den Krüppel beim Feste. Dann ging eine Türe, und bald darauf drehte sich innen der Etagenschlüssel. Reinhart trat ein. Vor ihm, auf dem Boden, lag Trude und lächelte zu ihm auf. Sie war hergekrochen wie eine Schildkröte oder eine Blindschleiche und war stolz auf ihre Leistung. Er hob sie auf die Arme und trug sie hinein. Sie wog nicht schwer.

„Sie sind ein böser Onkel,“ sagte sie. „Ich könnte sterben, und Sie bekümmerten sich nicht darum.“

„Hast du geweint?“ fragte er. Sie hatte rote Augen wie Frau Reichling.

„Oh, ich habe heut' viel geschrien, geschrien!“ gab sie zur Antwort, „und ich habe mich auf dem Boden gewälzt und drein geschlagen wie eine Wilde. Sehen Sie nur!“ Sie hatte ganz blutige Finger. „Alles ist draußen, alles freut sich und hat schöne Kleider an. Und ich? Sagen Sie, haben alle, alle schöne Kleider an?“



Phot. O. Zumbühl, St. Gallen

JUNGE WALDKÄUZE

*Diesen beiden ist es zu eng geworden in ihrem Nest
Was wird wohl die Mutter dazu sagen?*

„Nicht alle, Kind, aber man kleidet sich an diesem Tag so gut, als man kann.“

„Ich müßte so gehen, wie ich bin. Ich habe ja keine Sonntagskleider. Für mich ist's immer Werktag, immer Maschinentag. Geben Sie mir dieses rote Band! So, jetzt feiere auch ich den Maien. Wissen Sie, was ich vorhin tun wollte? Ich wollte mich auf die Straße hinabfallen lassen. Aber dann . . . sah ich Sie kommen, und ich dachte, es würde Sie erschrecken.“

„An so was denkst du? Das darfst du nicht, Kind. Hörst du, nie!“

„Ich weiß. Ich weiß ja alles, ich habe ja dann auch gleich gebetet. Und Gott wird mich schon davon abhalten.“ Sie wiederholte ihr Gebet laut und eindringlich, als stände ihr Herrgott vor ihr.

„Scheust du dich nicht, laut vor den Leuten zu beten?“

„Gott ist doch viel vornehmer als die Menschen, und man sagt ihm doch alles ohne Scheu. Ich verwünsche ihn jetzt nicht mehr, aber er hilft mir nicht. Und weil er mir gar kein Zeichen gibt, habe ich mich wieder versündigt, grad' jetzt. Ich sah Sie ins Haus treten und horchte, ob Sie in Ihr Zimmer gingen und wollte klopfen. Aber Sie kamen nicht. Wo waren Sie nur so lange? Er denkt mehr an andere als an mich,“ schrie ich. Dann hab' ich die Maschine kaputt geschlagen. Sehen Sie, sie geht nicht mehr. Es ist schrecklich. Der Vater!“

Reinhart wollte das Kind schelten, er fand aber den Mut nicht dazu. Um es sein Elend vergessen zu lassen, erzählte er ihm das Märchen von dem häßlichen Entlein, das sich zum Schwan auswuchs.

„Das ist für kleine Kinder,“ belehrte sie ihn altklug. „Ich werde aber auch einmal fliegen können. Doch daran zu denken ist traurig. Alles ist traurig! Gestern hat mein Vater gesagt, wenn er mir nur bald das Grab schaufeln könnte. Ist das etwa lustig? Für ihn wär' es vielleicht lustig. Er würde fest in die Hände spucken! Ich wollte Ihnen Socken stricken, verstohlen, nebenbei. Aber man hat's gemerkt. Man muß eben das Gewicht wieder abliefern. Ich kann keinem Menschen eine Freude machen! Das gehört auch dazu! Ich möchte Sie zerkratzen, weil Sie's können. Aber

nein, ich schwatze ja Bruch! Seien Sie nicht böse!“

In diesem Augenblick ging die Gangtür, und schwere Schritte nahten. „Er kommt!“ stieß Trude hervor, ihre grauen Augen wurden ganz dunkel. „Lieber Gott, mach' es gut. Amen.“

Der Totengräber war ein untersechter, säbelbeiniger Mann mit wildem Schnurrbart, schwammigem Gesicht und angelaufenen Augen. Er blieb bei der Türe stehen und musterte Reinhart und das Kind misstrauisch. „Was suchen Sie hier?“

„Ich mache Ihrem Kind einen Besuch, wie schon mehrmals.“

„Mehrmals? Und du hast mir nichts davon gesagt?“ knurrte er Trude an. Dann wieder zu Reinhart: „Ich finde es unpassend, daß Sie bei mir eindringen, Herr! Ich will wissen, warum Sie das tun.“

„Weil das Kind einsam und unglücklich ist.“

„Das geht Sie einen Pfannenwisch an! Das gibt Ihnen kein Recht!“

„Wie man's nimmt! Sie quälen das Kind und müssen es einem Fremden zugute halten, wenn er ihm ein bißchen Menschlichkeit erweisen möchte. Seien Sie zufrieden, wenn es so geschieht und sich keine Behörde einmischt. Das ganze Haus kennt Ihre Roheit.“

Der Totengräber zuckte zusammen. Reinhart fasste ihn fest ins Auge wie ein Tier, das man bändigen will. Der Unhold hielt den Blick nicht aus und drehte sich nach dem Mädchen: „Warum schaffst du nicht, du Aff', einfältiger?“

Trude begann zu schluchzen: „Die Maschine ist kaputt.“

„Was?“ Er drang auf sie ein, sie schrie auf, bevor seine Branke auf ihrer Backe brannte. Sie fiel vom Schemel auf den Boden, wo sie hilflos liegen blieb. Der Vater machte sich schnell über die Maschine her, und als er den großen Schaden gewährte, geriet er in einen unbändigen Zorn. „Du Krüppel, du Krüppel!“ schrie er und trat auf Trude zu, um sie mit den Schuhen zu zerstampfen. Seine Augen waren rot wie die eines wilden Stiers. Reinhart schlug die Arme um ihn und warf ihn weg. Einen Augenblick starren sich die Männer in die Augen. Der Totengräber war wie zum Sprung bereit. Auf einmal aber ging es wie eine Erschlaffung oder ein

Unfall von Feigheit durch seine gedunstenen Glieder, und er knurrte: „Gehen Sie, oder ich rufe die Polizei, Sie . . . Sie Spätzl!“

Reinhart beeilte sich nicht, er hob Trude auf ihren Schemel und sagte zu dem Vater: „Schicken Sie die Rechnung für die Maschine mir, aber strafen Sie das Kind nicht weiter für den Schaden. Vielleicht bin ich daran schuld.“

Die Worte wirkten beruhigend auf den Totengräber, er knurrte noch etwas von ausfallendem Verdienst und langte nach einer Schnapsflasche, die halb geleert auf einem Wandbrett stand. Reinharts Gruß überhörte er.

Am Abend kam Joseph Schmärzi in angeregter Stimmung nach Hause. Er hatte gegen seine Gewohnheit in der Feststimmung Wein über sein Maß getrunken. „Hast du's gehört?“ rief er Reinhart zu, „nun soll die Kraftprobe gewagt werden. Bei der ersten Gelegenheit.“

„Ist das so ergötzlich?“ fragte Reinhart.

„Für die andern sicher nicht!“ lachte Joseph. Dann fügte er in seiner bedachten Weise hinzu: „Vielleicht auch für uns nicht. Aber man muß es doch einmal laut genug schreien, daß man Gerechtigkeit will.“

„Ja, wenn wir nur mit gutem Gewissen schreien können. Ich bin vorhin mit dem Untier da oben zusammengesprallt. Steig hinauf und sprich ihm von Gerechtigkeit. Aber jetzt könnte ich ihn schon nicht mehr in die Hölle schicken. Warum ist er eine Bestie geworden? So wird man nicht aus freiem Trieb, so wird man gemacht. Wir alle sind Insassen eines Armenhauses, verunglimpfen und bespeien einander und merken nicht, daß das Leben uns allesamt zu Krüppeln geschlagen hat.“

„So bist du nicht mehr für den Kampf?“

„Ich bin für kein Gericht mehr, Gericht ist Blindenerfindung oder Raubtiererinnerung. Hast du noch nie davon gehört, daß man keinen Stein auf einen Schuldigen werfen darf, wenn man selber nicht schuldlos ist? Und ist man schuldlos, so erhebt man ohnehin keinen Stein gegen einen andern.“

„Man wird den neuen Tag nie erleben,“ klagte Joseph mit seiner gedämpften Stimme.

Reinhart hielt ihm seine Hand entgegen und sagte: „Wir müssen zwischen Hand und Kralle

entscheiden, Joseph. Die Hand ist weich und kunstvoll, sie ist zum Streicheln und zum Schaffen da, sie ist menschlich, sie ist gütig gemeint. Es gab eine Zeit, da man sie abschlug, wenn sie sich gegen ihre Natur verging und Böses tat. Die Kralle aber ist tierisch, sie ist zum Zerreißen und Zerfleischen geschaffen, man kann sie sich so leicht blutig vorstellen. Wir müssen sie von uns tun.“

Joseph schüttelte den Kopf, er verstand ihn nicht.

10. Kapitel.

Scheidung.

Ein paar Wochen später, an einem Mittwoch, lag eine seltsame Stille über der morgendämmernden Stadt. Man erwachte, weil zur gewohnten Zeit das Rasseln der Tramwagen ausgeblieben war. Man schaute neugierig zum Fenster hinaus: die Straßen waren fast leer, die Arbeiterströme, die sonst zu den Fabriken fluteten, in ihren Quellen geblieben. Man sprach von Fenster zu Fenster, man lachte oder schimpfte, nickte freudig oder schüttelte den Kopf. „Generalstreik“ rief die Straße zu den Fenstern hinauf. Allmählich drängte sich die Neugier auf die Gassen, man wollte sich die gelähmte Stadt ansehen. Einzelne Geschäfte wurden geöffnet. Gleich fauchten Trupps junger Leute heran, drangen in die Läden ein und ertrotzten die Schließung.

Auch Reinhart war auf die Straße gegangen, weniger, um sich das Schauspiel einer verblüfften Bürgerschaft zu geben, als um Onkel Melchior aufzusuchen. Er hatte von ihm vor ein paar Tagen eine Karte erhalten, er möchte einmal vorbeikommen, es gebe Neuigkeiten. Jetzt wollte er den Zwangsfeiertag zu einem Besuche verwenden. Aber auf der Gasse wurde er von dem allgemeinen Strom und Gefühlstrieb erfaßt, und sein erstes Ziel verlor sich ihm aus dem Auge. Die Arbeit der Streiktruppen war im Arbeiterquartier bereits verrichtet, sie fegten dem Stadtinnern zu, wo mehr zu tun und ein stärkerer Widerstand zu erwarten war. Es kam denn auch zu heftigen Zusammenstößen. Reinhart ward Zeuge, wie ein schmächtiger Ladendiener mit goldblondem Haar, der sich für seinen Meister und das Geschäft, mit einem Stück Gußrohr bewaffnet,

etwas theatralisch zur Wehr setzte, mit Fäusten und Stöcken geschlagen wurde. Einige der Burschen betrieben ihre Sache mit grimmigem Ernst, andere im Sinn einer lustigen Fastnacht. Reinhart sah in den Gewaltaukten das Werk seines Geistes Schuharino, dessen jüngere Landsleute die Rollen der Führer und Lehrmeister an sich gerissen hatten. „Das Raubtier ist ausgebrochen,“ dachte er und schritt mit dem unbestimmten Gefühl, sich etwas vergeben zu haben, den ruhigeren Quartieren zu, um in großem Bogen heimzukehren. Während er in Gedanken dahinschenderte, fiel ihm ein, warum er eigentlich unterwegs war. Er schlug, vom schlechten Gewissen getrieben, einen rascheren Schritt an und prüfte im Gehen Onkel Melchiors Karte, um aus den Schriftzügen zu ergründen, ob sie etwas Gutes oder etwas Böses bedeute.

Vor Melchiors Haus war eine Menschenansammlung, und von weitem schon vernahm Reinhart einen heftigen Wortwechsel und Gejohle. Von zankenden, rufenden, leisenden Leuten umringt, stand mitten in der Gasse ein mit Hausrat beladener Bauernwagen; darauf saßen Bethli und Künigold. Melchiors kleine Frau schaute verschüchtert und ängstlich in die Menge und war dem Weinen nahe. Reinhart trat unbeachtet näher und erriet gleich die Zusammenhänge. Der Wagen und die beiden Gäule davor waren vom Golsterhof. Melchior zog also heim, das war die Neuigkeit. Etwa ein halbes Dutzend Streikgärtner hatten den Abzug überrascht und wollten ihn verhindern. Dem Nebenpferd hatten sie schon die Stränge gelöst, und beim Handpferd versuchten sie das nämliche, wurden aber von Hans Jörg abgehalten, der, mit der Geißel bewehrt, ihnen trozig gegenüberstand und sich mit Faustulus, der offenbar den Streiktrupp anführte, herumzankte, während Onkel Melchior auf einen jungen Arbeiter einredete: „Wir sind doch vom Land, junger Freund, und wollen auf den Hof zurück, was haben wir mit euerem Streik zu schaffen? Laßt uns ziehen, daß wir euch Brot pflanzen...“ Reinhart sah, daß ein Zuspruch an die aufgeregten jungen Burschen die Lage nur noch verschlimmern würde und nur eine List den Golsterhofern die Gasse frei machen konnte. Er drängte sich zu Faustulus heran und raunte ihm,

auch den näher Stehenden vernehmlich, zu: „Macht doch keinen Unsinn hier. Bei der Polizeikaserne ist eine große Keilerei im Gang, ich glaube, es wird bald geschossen und gestochen werden!“ Einen Augenblick später flog der Streiktrupp davon. Bethli dankte Reinhart vom Wagen herab und weinte nun wirklich nach der überstandenen Angst, Melchior schüttelte ihm heftig beide Hände: „Ich kann dir nicht sagen, wie mir heute ist! Heimzu! heimzu!“ Hans Jörg reichte Reinhart auch rasch die Hand und mahnte Melchior: „Keine Zeit verlieren, Onkel! Aufsteigen! In einem Augenblick habe ich dem Bleß die Stricke festgemacht, dann fahr' ich los!“ Melchior stieg auf den Wagen und begrüßte Bethli, als wäre sie vom Tode auferstanden. Dann zog er zu aller Belustigung seine Flöte aus der Tasche und setzte sie zusammen. Hans Jörg hatte sich unterdessen auf die Wagenbank geschwungen, die Geißelschnur strich über den Rücken des Handpferdes, ein Hutschwenken, und davon ging's, wie die Flucht vor dem Landesfeind. Die Flöte aber jubelte durch das Gerassel der Räder und den harten Hufschlag der Pferde: „Ach, du klarblauer Himmel und wie schön bist du heut'! —“

Reinhart sah dem Fuhrwerk nach, bis es in eine andere Gasse einschwenkte. Es kam ein großes Glück über ihn, daß wenigstens einer vom Golsterhof von seinem Gefühl richtig geleitet worden war. Aus den Gaffern, die sich nun wieder verließen, trat ein Salutist auf ihn zu: „Kennen Sie mich nicht mehr? Den Mauderli? Warten Sie, ich begleite Sie ein paar Schritte.“

Mauderli war wirklich ganz unkenntlich. Er hatte den Bart, seine letzte, langgehütete Eitelkeit abgetan. „Sie staunen? Ich suche Ihn nämlich jetzt bei der Heilsarmee, wie auch schon einmal, bei meinesgleichen, den Schiffbrüchigen. Ich war Ihn vielleicht nie näher. Lauter gute Menschen, aber wissen Sie: den Kompaß verloren, den Kompaß. Verstehe das. Verstehe es sogar sehr gut. Sie suchen Ihn jetzt auch in diesem Quartier. Hab' davon gehört, von Melcher. Aber Sie und Ihre Genossen sind wunderliche Sucher. Ihr meint, Er sei der König im Regelspiel und es komme darauf an, Ihn mit Eisenholzkugeln umzuschieben. Nun, jeder hat einen eigenen Umweg! Melcher fährt jetzt auf einer

frohen Straße! Ein guter Mensch! Er ist jetzt im Golster wohl zu gebrauchen. Er hat geweint, als ich es ihm erzählte, ich meine das von Hans Rudolf. Sie wissen es noch nicht? Der war nämlich auch einmal in unserem Asyl, es sind keine drei Wochen her. Wie sagt man doch? Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Menschen. Er hat mich einst vom Golster weggeknallt, und dafür mußte ich ihn in der Straßenrinne auflesen, grad ich! Ist das nicht wunderbar? Man sage mir nicht mehr, es gebe keine Fügung! Jetzt ist er in einer Anstalt."

„Für Trinker?“

„Unsereiner spricht nicht gern davon. Ist man denn besser? Dem einen zieht die Maschine den Armel hinein, dem andern nicht.“

So schwächte Mauderli im Gehen. Er begleitete Reinhart bis in sein Zimmer, sah sich neugierig darin um und betrachtete die Stiche, die an der Wand hingen. Lange blieb er vor Dürers emporschauendem Apostelkopf stehen und sagte endlich kleinlaut: „Der das gemacht hat, brauchte Ihn nicht mehr zu suchen, der sah Ihn von Angesicht zu Angesicht.“ Hastig, wie von einer Qual getrieben, ging er davon.

Als es dunkel wurde, trippelte Benedikt Reichling zu Reinhart herein: „Kommen Sie, es ist heute Narrenklub. Man will doch dem Tag seine Note geben.“ Reinhart folgte ihm, halb widerstrebend. Er wußte sich jetzt nicht im Einklang mit Rogger und seinen Leuten, er war mit sich und dem Tag unzufrieden, er fühlte einen Zwiespalt zwischen sich und seinen Gesinnungsgenossen. Enziös Wort klang ihm von fern in die Ohren: „Irrweg, Samsara.“ Er beneidete Melchior und sein Los.

Die Unterhaltung strömte schon lebhaft, als Benedikt und Reinhart bei Rogger eintraten. Faustulus trat auf Reinhart zu: „Ich zahle Ihnen den Spaß von heute Morgen einmal heim! Ich lasse mich nicht narren! Hüten Sie sich, Herr Fabrikant!“ Schucharinow fing an mit magistraler Gebärde zu dozieren:

„Hören Sie alle zu! Sie müssen Ihre Heerscharen viel besser drillen. Jetzt haben Sie Bataillone von Stimmzettelträgern, Sie brauchen aber Bataillone von Kriegern. Sie müssen sie an Feuer und Blut gewöhnen! So lange sie noch

bleich werden, wenn ein Tröpfchen Blut spritzt, sind sie Kinder in Mannskleidern. Sie sehen es doch selber ein: Mit dem Geplänkel in den Parlamenten ist keine Schlacht zu gewinnen. Ist das denn so schwer zu verstehen? Die Begriffe von Friede und Ordnung sind wie Flaschen, man kann sie füllen, wie man will, mit Wein, mit Wasser, mit Luft, ja, mit Gift: Man kann sie auch zerschmeißen, wenn es gilt, etwas Neues, Besseres zu schaffen. Ohne Gewalt, ohne furchtbare Gewalt geht es einmal nicht. Die Gewaltsucht ist der Urgrund des Menschen und der Menschheit. Sie wird erst mit dem letzten Zweihänder aus der Welt verschwinden. Unbedingt! Glaubt ihr, die herrschende Klasse werde freiwillig in die Versenkung kriechen? Ihr kennt sie! Man muß sie vertilgen, ausrotten, mit Stumpf und Stiel. Der Proletarier muß Zar werden! Fort mit eurem demokratischen Puppenspiel! Erst tränken wir die Erde noch einmal mit Blut und schenken ihr dann Ruhe! Die vielgelobte Ruhe!“

„Die Ruhe der Fleischhalle!“ unterbrach ihn Reinhart. Er hatte schon einmal einen so sprechen hören, Leonhard Kämpe, aber Kämpe war ein Schwärmer, der nur aus Menschenliebe ein Menschenmörder hätte werden können. Schucharinow dagegen ein Fleischer, der das Beil wollte, um seine persönliche Macht- und Blutgier zu befriedigen. Der Russe lehrte sich rasch zu Reinhart: „Merken Sie sich diese Logik, lieber Stappfer: Wer einen jungen Wald pflanzen will, muß den alten ausrotten, ganz und gar!“

„Also die ganze Menschheit erneuern, Oberholz und Unterholz?“ rief Reinhart. „Einverständen! Ich will Ihnen sagen, wie der neue Mensch aussehen muß: Er muß Ihr Gegenteil sein, in allem, Herr Schucharinow. Sie sind antimenschlich, Sie beschmutzen unser Ideal!“

„Wessen Ideal?“ zischte der Russe durch seine Zahnlücke. „Das der Spießer, das Ihrige!“

„Jedes ist besser als das eines Henkers.“

Es entstand ein großer Sturm in dem Raum. Schucharinow sah zum Sprung an. Rogger hielt ihn mit seinem breiten Knochengebäck in Schranken, die andern gestikulierten und lärmten im Zimmer auf und ab oder starrten sich in die Augen. Rogger händigte sie wieder: „Wir müssen den Wein klären,“ begann er ruhig, „unsere kleine

Gesellschaft und mit ihr die ganze Partei steht am Scheideweg. Die Frage lautet: Wollen wir weiter auf eine glückliche Zukunft hoffen, oder wollen wir sie mit der Faust erzwingen? Ihr versteht: Hoffen oder zwingen! Ich war in meinem Innern immer für das Radikalmittel, aber ich sah den Uhrzeiger noch nicht auf der rechten Stelle. Jetzt rückt er auf die große Stunde. Der heutige Tag hat mir davon die Gewissheit gegeben. Wie wichtig legte sich der Generalstreik auf die Stadt! Wie feig haben sich die Gegner verkrochen! Sie sind reif zur Mahd. Ich sehe Schnittermorgenrot. Wir wollen in dieser denkwürdigen Stunde unserem Klub eine andere Fahne aufstecken. Ich habe ihn einst in Hoffnungslosigkeit und Unmut Narrenklub geschimpft, jetzt taufe ich ihn Revolutionsklub."

„Herrlich! Herrlich!“ rief Tatjana und sprang Rogger an den Hals. Der alte Mann nahm ihren Kuß mit väterlichem Wohlwollen an und wendete sich zu den andern: „Entscheidet euch: hier Revolutionsklub, dort Narrenverein!“

Die beiden Russen und Faustulus standen schon entschlossen an Roggers Seite. Wachsmann belauerte seine Frau, und als auch sie sich hinter Rogger stellte, folgte er ihr tapfer. Friedrich und Benedikt Reichling traten zu Reinhart. Alle blickten auf Kämpe, der sinnend auf seinem Stuhl saß. Endlich erhob er sich, schaute auf Reinhart und sprach feierlich zu aller Erstaunen: „Ich schlage mich dorthin, wo ein Herz ist.“

„Schafskopf!“ brummte Schucharinow.

Nun tanzelte das Mädchen des Windhunds, das bisher unbeachtet in einer Ecke gesessen hatte, heran: „Und mich begehrt niemand? Ich bin ein Weib und für die Helden. Die wahren

Helden sind mir die Scharfen, die Stierköpfe! Darf auch ich Sie küssen, Papa Rogger?“ Er ließ sich ihre Lippen, freilich unwirsch, gefallen. Auf seiner Backe blieb ein roter Fleck sitzen, denn sie färbte sich den Mund. Frau Thella sah es und lachte.

Die Minderheit der Narren verließ geräuschlos das Zimmer.

„Man hat die Hoffnung hingerichtet,“ seufzte Benedikt auf dem Heimweg traurig. „Die Hoffnungslosigkeit ist der letzte Fluch. Nun hab' ich auch meinen Rogger verloren. Ich sah es kommen. Er glaubt an den Sturm, ich an den Morgenwind.“

Friedrich sprach, wie vor sich hinräumend: „Diese Leute wollen den Krieg abschaffen und wären die ersten, die auszögeln. Sehen Sie sie doch! Trügen sie eine Uniform, sie wären eine Soldateska, die jubelt, wenn der General das Massaker einer Stadt erlaubt.“ Benedikt Reichling spann den Gedanken wehmüdig weiter: „Mir ist, es sei besser, als Besiegter, denn als Sieger zu sterben.“

Friedrich stimmte ihm zu: „Die Gekreuzigten sind immer die Sieger.“

„Redet doch nicht vom Tod!“ rief Reinhart, „redet vom Bestehen und der Erneuerung! Die Menschheit ist ein alter, träge gewordener Fruchtbaum. Man muß ihm neue Reiser aufsetzen. Das Reis heißt Güte, aus ihm muß die neue Frucht entstehen. Das wollte ich Schucharinow sagen, aber ich habe gesprochen wie seinesgleichen, ich Narr!“

„Glück zu, Freund Stapfer!“ sagte Reichling gerührt, „sei du der neue Obstgärtner und der Pflanzer der Hoffnung!“

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Tisch

Hier schlug der Vater seine Faust
mit hartem Fluch aufs Eichholz nieder,
hier haben Hass und Rausch gehaust,
hier höhnten sie und gröhnten Lieder.

Nun spielt das Licht noch auf den Platten,
verklärt, was hart und dunkel war
und so geweiht von Licht und Schatten,
ward aus dem Tische ein Altar.

Hier brach die Mutter letztes Brot
und gab es lächelnd und voll Liebe,
hier trug sie betend ihre Not
und mutterstark des Schicksals Hiebe.

Erwin Schneiter